

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Schlichte Herzen.

Von Ch. L. Philippe.

Sie hatte zwei Bedenke, eines gegenüber dem anderen, auf den Tisch gelegt. Es war halb acht Uhr. Für gewöhnlich verspätete er sich nicht allzu sehr. Nun, da es halb acht Uhr war, würde er ja bald kommen.

Man läutete. Er war es offenbar. Wahrscheinlich hatte er den Schlüssel vergessen. Erst am nächsten Tage, als sie die Ereignisse überlegte, sagte sie sich, daß sie bei diesem Klingeln hätte denken sollen: „ich hätte gleich merken müssen, daß etwas los war. Er hätte nicht auf diese Weise geklopft. Man spürte, daß der, welcher da draußen die Glocke zog, ein wenig verlegen war. Sie ging erst das zweitemal an.“

Sie öffnete. Sieh da, er war es gar nicht. Es war ihr Nachbar, Herr Epaulard. Sie beherrschte sich aus Höflichkeit, als sie gerade im Begriff war, ihn zu fragen:

„Was wünschen Sie?“

Unter Nachbarn ist es ganz natürlich, wenn man etwas benötigt, daß man zueinander kommt oder sogar sich besucht. Es wäre ziemlich grob gewesen, hätte sie ihr Erschaunen merken lassen. Sie öffnete die Türe des Speisenzimmers, um den Besucher hereinzubitten.

Er war sehr höflich und sagte ernst:

„Guten Tag, Frau Chaput.“

Erst als er auf einem Stuhle Platz genommen hatte und anfangen wollte zu reden, überkam es ihn. Wahrscheinlich hatte er zuvor noch nicht geweint. Sein Ellbogen fiel an den Tisch, man kann sagen, daß er seine Augen in seine Hände legte, er fing an zu weinen, zu schluchzen, er wurde brängstügend.

Sie fragte ihn:

„Was ist denn geschahen, Herr Epaulard?“

Er konnte nicht reden. Als sie dies sah, suchte sie sich in keiner Weise, denn sie war eine sehr schlichte Person, keinen Schmerz zu erklären. Sie war nur sehr bestürzt, weil jemand vor ihr weinte. Sie konnte sich nicht halten, die Tränen flossen ihr aus den Augen, und erst nach einer kleinen Weile fiel es ihr ein, zu sagen:

„Kommen Sie, Sie dürfen nicht so weinen!“

Er sagte endlich:

„Ahl wenn Sie wüßten!“

Und unvermittelt, wie jemand, der sich entschließt, zu einem großen Schritte auszuholen, zog er einen Brief aus der Tasche und legte ihn in ihre Hand.

Sie fing an ihn zu lesen, da er es zu wünschen schien. Es war ein Brief seiner Frau, Louise Epaulard. Es waren acht Seiten, in geübter Schrift, und ohne orthographische Fehler. Louise Epaulard erinnerte ihren Mann daran, daß, aus Gründen des Geschäftes und des Charakters, sie vom Anfang ihrer Ehe an gelernt halten, daß sie sich nicht vertragen konnten und nicht für einander geschaffen waren. Jeanne Chaput hatte dies immer vermutet. Louise Epaulard gehörte zu den Frauen, die jeden Abend ausgehen, sich schön machen und ins Theater gehen möchten. Sie breitete sodann eine Geschichte aus: Sie hatte einen Mann gefunden, den sie liebte, er möge es ihr nicht nachtragen; sie hatte ja doch ein Recht darauf, glücklich zu sein. Solche Dinge sieht man ja oft geschehen in der Welt. Jeanne Chaput erinnerte sich, daß sie ein Ehepaar gefannt hatte, Herrn und Frau Renain, denen dasselbe passierte war. Die Frau ging mit einem Architekten durch. Louise Epaulard schloß ihren Brief, indem sie ihrem Mann sagte, für ihn selbst wäre es auch besser so; sie wären nie glücklich zusammen geworden, er sei noch jung, er würde sich trösten und ein neues Leben anfangen.

Jetzt begriff Jeanne Chaput, warum ihr Nachbar weinte. Noch viel betrübter wurde sie, als sie den Brief gelesen hatte. Sie versuchte den armen Mann zu trösten, indem sie ihm sagte:

„Es ist in der Tat sehr traurig, daß es dazu kommen mußte.“

Sie wagte es nicht, ihm eine Frage zu stellen, aus Angst, ihn wieder zum Weinen zu bringen, und für das, was sie ihm hätte sagen können, hielt sie sich an die Worte, die ja in dem Brief standen, worin alles erklärt wurde. Sie war im Begriff, ihn ihm zurückzugeben, als sie plötzlich vor einem ungeheuerlichen Gedanken innehielt. Sie ließ sich noch Zeit, um sich zu sagen, wie dumm sie gewesen sei, nicht eher darauf verfallen zu sein. Da stand ja alles in dem Brief, sie fragte sich sogar, ob der Name darin nicht

vorkam. Sie hatte nicht verstanden, sie dachte nur an ihren Nachbar. Was kümmerte sie der!

Sie brach sogleich in einen Schrei aus:

„Ahl mein Gott! was soll aus mir werden!“

Es verhielt sich also, sie bereute es sogar in dem Moment. Aber es war, wie wenn man heiraten will. Da fragt man sich zuerst, ob der junge Mann, mit dem man sich vermählen soll, genug Geld verdient, um einen Haushalt zu gründen. Dann erst läßt man anderen Gefühlen Raum. Es trug sich daselbe, nur auf entgegengesetzte Weise zu. Sie sagte sich zuerst, daß der Mann, der für sie sorgte, sie verlassen hatte. Was sollte aus ihr werden? Aber bald darauf rief sie im selben Tone:

„Ahl mein Gott! ich, die so glücklich war!“

Einem Moment suchte sie unbeweglich zu bleiben, um nichts an ihrem Leben aufzurühren, aber dann glaubte sie zu Boden zu fallen, sie wußte nicht, nach welcher Seite hin. Als sie noch zögerte, wurde sie plötzlich wie vornüber geschleudert. Sie stürzte augenblicklich in die Küche, bevor es zu spät war.

Sie fühlte sich dann wie ausgehöhlt, mit einem schweren Druck in der Magengegend. Sie atmete mit Mühe, sie konnte nichts sagen; neben ihr befand sich ihr Nachbar, Herr Epaulard, der so traurig war, und neben dem sie dinst, ohne ein Wort hervorzubringen. Sie hatte gerade noch soviel Kraft, um zu sagen:

„Entschuldigen Sie mich, ich bin krank.“

Dann erhob sie sich, weil das Leben das Leben ist. Als sie in die Küche gegangen war, hatte sie unwillkürlich bemerkt, daß ihr Gas noch brannte. Heute abend hatte sie gerade Rindfleisch aufgesetzt und es kochen lassen, während sie auf die Rückkehr ihres Mannes wartete. Es war jetzt sehr unnötig, das Gas brennen zu lassen, zudem das Rindfleisch anfangen mußte, kofilos zu werden.

Als sie wieder hereinkam, fragte sie:

„Wie ist es denn nur gekommen?“

Herr Epaulard weinte nicht mehr. Er konnte sprechen.

Ich fand diesen Brief heute abend vor einer Stunde vor, als ich vom Bureau nach Hause kam.

Jeanne Chaput dachte ein wenig nach, dann sagte sie:

„So war Henri aus diesem Grunde in den letzten Zeiten so ungut.“

Sie erinnerte sich jetzt, daß sie ihren Mann einmal mit Louise Epaulard vor dem Obstladen getroffen hatte. Sie war bei ihnen stehen geblieben, sie hatten alle drei geplaudert. Sie hatte die Wahrheit nicht vermutet, auch Herr Epaulard hatte einmal seine Frau mit Chaput getroffen, aber es war vor dem Tabakladen. Sie hatten zusammen einen Likör genommen. Er hatte nichts gesagt.

Sie blieben eine Weile, alle zwei, den Tatsachen gegenüber. Sie hatten nichts mehr miteinander zu tun, jetzt, wo alles gesagt war, aber jeder spürte ein gewisses Vergnügen, einem Wesen gegenüber zu sein, welches denselben Kummer hatte. Sie redeten, um das Gespräch aufrecht zu halten, um nicht auseinandergehen zu müssen. Herr Epaulard erzählte, daß sie nicht immer reich gewesen seien in ihrer Ehe. Er selbst hatte eine Stellung, er war Bereiter in der Bille de Paris. Er war sehr schlecht bezahlt, ohne Aussicht auf Beförderung. Hätte er nicht außerdem Schreibarbeiten besorgt, so wüßte er nicht, wie er das Leben bestreiten hätte können. Sie erzählte, daß ihr Mann Elektriker sei und an die fünfzehn Frank täglich verdiente. Herr Epaulard sagte:

„Das wird sie auch verlohnt haben!“

Es kam jedoch ein Moment, wo die Situation zwischen ihnen lächerlich wurde. Sie entschlossen sich nicht, sich zu trennen, weil sie wohl fühlten, daß, wenn sie sich selbst überlassen und allein sein würden, eine große Verzweiflung sie überfallen würde. Jeanne erwog bereits, daß sich ihr nur ein einziger Ausweg bot; sie würde zu ihren Eltern zurückkehren müssen, aber was würden diese sagen?

Herr Epaulard entschloß sich endlich zu reden:

„Arme Frau, wir sind beide recht unglücklich, ich sehe es wohl.“

Er erhob sich, um zu gehen. Er zögerte noch. Er nahm sich Zeit, irgend etwas zu sagen. Er brachte die Erwägung vor:

„So ist das Leben. Nun ja, was wollen Sie: Wir hatten beide Vertrauen.“

Da er stehen blieb, bald auf dem einen, bald auf dem anderen Beine treibend, bald auch nach vorn, sagte Jeanne endlich traurig lächelnd:

„Wir müssen uns jetzt trennen, denn wenn jemand Sie so spät von hier fortgehen sähe, würde man ja glauben, daß zwischen uns auch Dinge sind.“

Jugendleben auf Grönland.

Von Paul Egede.

1721. Als mein seliger Vater, Bischof Hans Egede, mitsamt seiner Familie nach Grönland reiste, war ich zwölf Jahre alt.

Nach einer vierwöchigen äußerst beschwerlichen Seefahrt, auf der wir große Gefahren und Angst ausgestanden hatten, führte uns Gott den 3. Juli endlich an das Land, nach dem mein Vater so inniglich seufzte. Ungefähr zwei Meilen vom Land begegneten uns drei Kajaks, die wir zuerst für Seehunde hielten. Bald schienen sie oben auf den Wellen zu schweben, bald darunter zu verschwinden. Es dauerte lange, bis wir ihre Frauenzimmer erblickten; endlich kamen zwei Weiberboote. In dem ersten saß vorne ein alter Mann, der etwas vor sich hinstarrte; wie wir später erfuhren, war es ein Zauberer (Angetot), der uns beschwören oder bezaubern sollte, damit wir ihnen nichts Böses zufügen sollten.

1722. Nachdem ich ihre Sprache etwas gelernt hatte, ließ mich mein Vater die grönländische Jugend von Gott und seinem Willen unterrichten. Wenn ich hierbei die Worte nicht richtig aussprach, wurde ich von ihnen ausgelacht. Damit wir die Sprache besser lernen sollten, logierte mein Vater meinen Bruder und mich bei den Grönländern ein. Ihre Kinder spielten uns hier manchen Streich, wenigleich sie sehr auf uns hielten. Sie nannten uns „Paua“ und „Nese“, da sie unsere Namen „Paul“ und „Niels“ nicht aussprechen konnten.

Nichts war mir damals ärgerlicher, als täglich von meiner großen Nase hören zu müssen, die sie mit dem bei Godthaab gelegenen Berge „Hjortetakken“ (Hirschgeweih) verglichen. Einer sagte, sie könne mir noch einmal von großem Nutzen sein, wenn ich in Wassergefahr geriete. Man könne mich an der Nase, die sicher herausgehauen würde, aus dem Wasser ziehen.

Grönländische Knaben, die älter als wir waren, suchten uns zu duken, da wir ihnen zu feck schienen. Sie boten uns den gekrümmten Mittelfinger, um zu erproben, wer der Stärkere sei, wir konnten lange Zeit hierin nicht die rechte Fertigkeit erlangen. Im Ringkampf konnte es jedoch niemand mit uns aufnehmen. Auch unser Schlittschuh- und Stilaufen konnten sie nicht erlernen. Wenn sie die Schlittschuhe an die Füße bekamen, konnten sie sich nicht von der Stelle rühren, und wenn ihre Kameraden sie fortzuschieben wollten, fielen sie rücklings zu Boden und vermochten nicht wieder aufzustehen. Schließlich wollten wir auch jeder einen Kajak haben, um uns im Kajakfahren, ebenso wie im Fischen und Jagen zu üben und es ihnen darin gleichzutun. Da mein Vater aber das Kajakfahren für zu gefährlich für uns hielt, bekamen wir kein solches Männerboot, gleichwohl bedienten wir uns insgeheim eines Badtrogs als Kajak.

Abend spielte die Jugend gern mit dem Ajjagal, einem 8 bis 10 Zentimeter langen Knochen oder Holz, mit einem großen Loch an vorderen Ende und einem kleineren an der Seite. In der Mitte war ein 30 Zentimeter langer Faden aus Sehnen befestigt, an dessen anderem Ende sich ein kleiner Pflock befand. Während sie diesen Pflock in der rechten Hand hielten, schleuderten sie den Ajjagal und suchten dann mit dem Pflock in eins der Löcher zu treffen. Wer das Loch nicht traf, wurde von seinem Nachbar schwarz gemacht. Dieser tauchte zu diesem Zweck eine Fingerspitze in die Tranlampe, fuhr dann damit über den ruhigen Kessel, der über der Lampe hängt, und machte schließlich dem Verlierer einen schwarzen Punkt oder Strich auf die Hand. Das Ende des Spiels war, daß mir und meinem Bruder, die wir ungeübt und ungeschickt gewesen waren, Hand, Nase, Kinn und Stirn ganz schwarz waren. Um mich aber zu üben, ließ ich mir von einem Jungen für eine Angel einen Ajjagal anfertigen. Als ich nun andere schwarzen konnte, brauchte ich nicht einen, sondern alle Finger und tat es so reichlich, daß kein Fleck frei blieb. Hierüber aber waren sie gar nicht unwillig, sondern lachten im Gegenteil und waren sehr vergnügt. Meine Munterkeit schien mit der ihren übereinzustimmen.

1723. Da ich in allem den Grönländern gleichen wollte, kam ich auf den verwegenen Einfall, freiwillig mit meinem Boot umzuschlagen; es schien mir nicht so schwer und gefährlich zu sein, mich ebenso wie die Grönländer mit dem Ruder wieder aufzurichten. Ich hatte mich aber geirrt, denn als ich unter Wasser kam, vergingen mir die Sinne, so daß ich mein Ruder verlor. Der Matrose, dem ich den Auftrag gegeben hatte, auf mich aufzupassen, war so bestürzt, daß er nichts tat als schreien. Zu meinem Glück kam mein grönländischer Spiegelgefährte herangerudert, ergriff mich bei der Hand und richtete mich, der nichts mehr von sich wußte, wieder auf. Ich erholte mich jedoch wieder, zog mich aus und ließ meine Kleider in der Sonne trocknen, da mein Vater nichts erfahren durfte.

Zu meinem größten Kummer mußte ich acht Tage darauf diesen meinen Freund und Lebensretter verlieren. Wir liefen nach einem Pfeil, der ins Wasser geflogen war, um die Wette. Er erwischte als erst ein altes zerrissenes Boot, das dalag, und ruderte dem Pfeil nach. Ich mußte mit ansehen, wie er mit dem Boot versank, ohne ihm zu Hilfe kommen zu können, da keinerlei Fahrzeug in der Nähe war.

1725. Auf einer Reise kam ich nach dem Meerbusen „Bisig-sarfil“ (Ort des Bogenschießens), wo angeblich unsere alten Vorfahren und die alten Grönländer von zwei Bergen aus, die einen Kanonenschuß voneinander entfernt liegen, einander beschossen haben. Ich war den Bewohnern dort sehr willkommen und war deshalb sehr froh, daß ich die Nacht in ihren Häusern, so unangenehm

diese auch waren, und nicht im Freien bei Sturm und Schneegestöber zubringen konnte. Einer fragte mich hier, ob mein Vater in unserm Land einen umgebracht hätte und deshalb zu ihnen gestücht wäre. Sie versicherten alle, daß sie großes Mitleid mit uns hätten. Sie hätten gehört, daß wir, wenn unsere Schiffe ausblieben, oft nicht weit vom Hungerstod gewesen seien und daß ihre Leute uns dann etwas von ihren Speisen verkauft hätten, vor denen uns doch, wie sie oft gesehen hätten, ekelte. Ich erzählte ihnen, daß mein Vater zu ihnen gekommen sei, damit sie Gott kennen lernen und nach dem Tod glücklicher als hier werden sollten. Einer von ihnen schien aber gar keine rechte Lust nach dem Himmel zu haben, da es dort weder Rentiere noch Seehunde gebe. Außerdem sei der Himmel stets in Bewegung, so daß die Seelen dort nie Ruhe hätten, weswegen sie auch sehr mager und bleich ausfielen. Er wolle lieber unter die Erde, dort sei Ueberfluß an allen Tieren. Als ich es ihm in meiner einfältigen Art und mit meiner geringen Kenntnis der Sprache anders erklärte, fragte er, warum ihnen Gott den Unterricht nicht früher erteilt hätte, so daß auch ihre Vorfahren hätten in den Himmel kommen können.

Hans Egede, der Apostel der Grönländer, der Anfang des 18. Jahrhunderts lebte, war der erste Europäer, der die Eskimos näher kennen lernte. Er widmete sein ganzes Leben der Erforschung des Landes. Er und auch sein Sohn und Nachfolger im Missionsamt hinterließen hochinteressante Tagebücher und Schilderungen, die unter dem Titel „Die Erforschung von Grönland“ in Band 8 der „Alten Reisen und Abenteuer“ vereinigt, erschienen sind (Brockhaus, Leipzig).

Die Vertauschung von Köpfen.

Von Dr. Walter Finkler, Wien.

Die Versuche, über die ich im folgenden berichte, sind an Insekten ausgeführt worden, da die einfache Methode der Operation des Kopfaustausches vorläufig nur an ihnen zu einem günstigen Ergebnis führt. Der Kumpf der Insekten lebt nämlich noch tagelang weiter, wenn er des Kopfes beraubt wird. Diese Lebensfähigkeit des Insektenkörpers ermöglichte mir einen erfolgreichen Austausch der Köpfe. Nachdem die Tiere in tiefe Narkose versetzt worden waren, wurde ihnen der Kopf abgeschritten und ein anderer aufgesetzt. Die Operation ist soweit ziemlich leicht; Nähte und andere Fixierungsmittel wie z. B. Klebemittel, verwendete ich nicht bei meinen Experimenten. Schwieriger ist die Pflege der operierten Tiere. Für jeden Käfer war ein eigenes Bett bereitgestellt, in dem er solange verweilen mußte, bis der Kopf halbwegs angeheilt war. Das am meisten verwendete Versuchstier ist der pechschwarze Wasserläufer: Sein großer Wasserbedarf während seines Spitalaufenthaltes auf eine andere als normale Art befriedigt werden. Denn zu den Käfern selber konnte und durfte kein Wasser dringen, sollte die Anheilung zustandekommen. Als Rettungsmittel vor dem unfehlbaren Verrotten wurde an ihnen täglich ein Prozedur vorgenommen, die auch in der Menschenheilkunde, freilich zu ganz anderen Zwecken, Verwendung findet: ich gab den Käfern Klistiere.

Der fremde Kopf heilte in überraschend kurzer Zeit am neuen Körper an; nach zwei Wochen kehrte die bei der Operation verlorengegangene geordnete Bewegung wieder, ein Zeichen dafür, daß die Nerven zusammengeheilt sind. Später verbinden sich auch die Verdauungswerkzeuge; die Käfer mit dem überpflanzten Kopf fressen dann genau wie andere Tiere. Kurz, die Käfer mit vertauschten Köpfen unterscheiden sich in nichts mehr von normalen.

Ich tauschte die Köpfe zwischen Weibchen und Männchen aus und erzeugte so Weibchen mit Männchenkopf und Männchen mit Weibchenkopf. Wie gestaltete sich nun das Geschlechtsleben dieser Laboratoriumszwitter? Es zeigte sich, daß der Kopf für das aktive Geschlechtsleben bestimmend ist. Das sonst völlig passive Weibchen bekam mit dem männlichen Kopf auch männliche Triebe; es versuchte seine Geschlechtsgeossinnen zu befruchten und vermochte sie sogar zu erotisieren. Wie unter einem Vollmännchen legte der weibliche Partner die Weine an, ein Zeichen der sexuellen Hörigkeit bei Wasserläufern. Andererseits versuchten normale Männchen das Weibchen mit dem Männchenkopf zu erobern, weil wahrscheinlich der weibliche Körper männchen-anlockende Stoffe absondert. Wenn das Männchen einen weiblichen Kopf bekam, so verschwand alle Liebesbrunst sofort; es verhielt sich beiden Geschlechtern gegenüber nun gleichgültig.

Der Einfluß des Kopfes erstreckt sich aber nicht nur auf das Geschlechtsleben. Es gelang mir auch, den Kopf zwischen verschiedenen, auch verschieden gefärbten Arten auszutauschen. Setzt man den Kopf eines pechschwarzen Wasserläufers auf den gelbgeränderten Schwimmkäfer, so verbleichen nach einiger Zeit die gelben Streifen. Das früher braunglänzende Chitin wird nun tiefschwarz, so wie das des Kopfpenders. Eine braune Stabheuschrecke, der ein schwarzer Kopf überpflanzt wird, verliert zunächst ihre braune Farbe; der Körper wird grün wie bei einem gelbkeuligen Tiere. Erst später, wenn der fremde Kopf anheilt, nimmt der Körper die Farbe des Kopfes an, er wird also schwarz. — Dieselbe Rolle des Kopfes für den Farbwechsel läßt sich auch an anderen Insekten feststellen. Schmetterlingspuppen, Mehlwürmer, die Larven des Mehlkäfers u. a. erwiesen sich als geeignet zur Vornahme der Kopftransplantation. Immer nimmt der Körper die Farbe des Kopfes an. — Mittels der neuentdeckten Methode des Kopfaustausches lassen sich sicherlich noch andere nicht minder interessante Probleme bearbeiten. Angeedeutet sei nur, daß sogar in neuester Zeit durch Ueberpflanzung eines jungen Kopfes auf ein altes Individuum eine Verjüngung erzielt wurde, freilich vorläufig nur an Würmern.

Angora.

Von Erwin Barth.

Angora wurde vom türkischen Parlament zur Hauptstadt erklärt.

Kaum eine zweite türkische Stadt ist in den letzten Jahren so häufig genannt worden wie Angora. Auch ohne die türkische Nationalversammlung und den Sitz des türkischen Hauptquartiers war die Stadt Angora unter den Städten Vorderasiens die meistbekannte. Ihr Ruf hatte Weltklang, Angoraziegen, Angoramohär, Angorafahen — die merkwürdigen Dinge kleinasiatischen Ursprungs sind meist mit ihrem Namen verknüpft.

Vor langen Zeiten war das alte Ancyra als Hauptstadt von Galatien bekannt. Durch das Land der Galater führte die alte Heer- und Handelsstraße von Byzanz nach Syrien. Ancyra war der Hauptstapel- und Haupthandelsplatz. Damals leuchtete sein Glanz über die Welt, und aus jener Zeit stammt die Benennung der mannigfachen Tiere und Waren des nördlichen Kleasiens als Angoramwaren.

Der Wanderer, der sich seine Vorstellung von Angora in Europa zurechtgemacht hat, muß umlernen, sobald er die Stadt zu Gesicht bekommt. Seit den Blühtagen Angoras sind anderthalbtausend Jahre voll rauher Stürme übers Land gezogen. Es ist keine Stadt mehr mit stolzen Zinnen, reichen Tempeln und Palästen. Vom Alten ist kaum mehr geblieben als der Name Angora. Heute ist sie eine dürre, zusammengefallene Stadt mit mehr Ruinen und Trümmerhaufen als guten Häusern.

Wenn man von dem schmucken, modernen Bahnhof, den die deutschen Bahnbauer in solidem Stein gebaut haben, nach der Stadt hinüberschaut, gewahrt man inmitten einer Landschaft von rauhen, dürftigen Bergen einen hoch an einem pittoresken Bergfelsen hingekürzten Häuser- und Ruinenhaufen. Das Bild ist befremdend schön. Im Tal vorn grüne Mesonengärten und Feiler. Die kleinen ringsherum gestreuten Hügel tragen Weingärten. Der Ruinenhaufen ist die Stadt. Vornan stehen eine neue Kaserne und ein breites schönes Regierungsgebäude. Hier hatte der Wali seinen Sitz, hier tagte die türkische Nationalversammlung. Steinhäuser gibts sonst nur wenige. Die engen Straßen werden von leichten Holzhäusern, die sich gegenseitig zu stützen scheinen, umsäumt. Den Berg krönen die Ruinen einer ehemals kolossalen Burg römischen Ursprungs. Ein Miesenbrand hat 1917 dieses ganze zentrale Stadtviertel vernichtet.

Im unteren Stadtteil steht noch der Rest des berühmten Augustustempels mit Säulen und reichen Kapitälern. Bruchstücke liegen in der Gegend herum. Am Unterbau des Tempels ist heute noch die von Augustus selbst verfaßte Uebersicht über seine Taten zu lesen. Ein türkischer Moscheediener mit langem weißen Bart wacht, daß die Reste nicht beschädigt werden, über den Heidentempel.

Angora ist eine der ältesten Christenstädte. Nach der Einführung des Christentums residierte hier sogar ein Metropolit. Christliche Konzile versammelten sich in den Jahren 315 und 358 in der Stadt. Am Rande des großen Brandfeldes steht mit Schutt halb überdeckter Ziegelbau noch aufrecht, der Rest einer christlichen Basilika. Die große arabische Eroberungswelle unter den mächtigen Khalifen von Bagdad überschwemmte im Jahre 621 auch Angora. Mit dem Zusammenbruch des Araberreichs kam dann die Stadt wieder in die Hände von Byzanz, und im 14. Jahrhundert ging sie in die Herrschaft des türkischen Reiches über. Seit dieser Zeit ist sie türkisch geblieben.

Fahrt zur Erde.

Von Hermann Kesser.*)

Durch roten Nebel glänzt,
Auf weißer irrender Arche
Armes verschlehtes Gespenst,
Der Mensch.

Er treibt hin und wartet,
Alle Stunden hört er schlagen.
Für seine Klagen, seine Fragen
Haben die Bodenwächter,
Die Fleisch- und Geldmänner,
Achselzuden und Gelächter.

Aber es wachsen ihm die Waffen
Von den Sternen zu!
Mit seligem Haupt
Zieht er auf Erden ein,
Und Welthüter werden
Lächerliche Gespenster sein.

Die Elsbeere.

Von Johann Charlet.

Der deutsche Wald beherbergt noch verschiedene seltene Vertreter aus dem Reich der Bäume. Zu ihnen gehört die Elsbeere (*Pirus torminalis*). Sie ist nahezu über ganz Süd- und Mitteleuropa verbreitet; recht ausgedehnt ist das Gebiet, in dem sie vorkommt. Portugal und Spanien sind die Westgrenze ihres Verbreitungsgebietes; im Norden geht sie bis zur Nordspitze Bornholms, fehlt jedoch in Schweden und Norwegen. Die Ostgrenze verläuft durch Westpreußen, Polen, Galizien, Bessarabien bis in die Gebirgswälder der Krim und des Kaukasus, und nach Süden dringt sie bis nach Konstantinopel, Mazedonien, Unteritalien, Sizilien und Sardinien vor. In den von diesen Grenzen eingeschlossenen Landgebieten kommt die Elsbeere fast durchweg vor; sie findet sich in den Bergwäldern Frankreichs, der Schweiz, Böhmens, in Oesterreich und Ungarn, in England; in Holland fehlt sie jedoch.

In Deutschland ist die Elsbeere nicht nur in den Gebirgsgegenden Süd- und Mitteldeutschlands verbreitet, sondern auch im norddeutschen Tiefland östlich der Elbe; bis über die Weichsel hinaus gedeiht sie hier. Dem nordwestdeutschen Tiefland ist der Baum ebenso wie den angrenzenden Niederlanden fremd. Aus der Mark Brandenburg sind eine ganze Anzahl Standorte der Elsbeere bekannt, besonders aus dem Gebiet zwischen Havel und Oder, wo der Baum in den bergigen Laubwäldern der Ufermark am häufigsten ist. Bei aufmerkamen Beobachtungen werden hin und wieder neue Standorte aufgefunden, so daß die Elsbeere hier zahlreicher ist, als man anfangs glaubte, da man sie „Einen der Verschollenen des märkischen Urwaldes“ nannte. Einige dieser neuen Fundstellen liegen in der Forst Liebenwalde.

Die Elsbeere ist ein stattlicher Waldbaum, der mit den Birnen- und Kesselfbäumen sowie mit der Eberesche verwandt ist. Häufig allerding kommt sie nur als Gebüsch vor, als Stodausschlag. Als Baum erreicht sie gewöhnlich eine Höhe bis zu 20 Metern. Der Schaft ist hoch und schlank und trägt eine reich belaubte Krone. Er kann in Brusthöhe über $\frac{1}{2}$ Meter Durchmesser erreichen, was einem Umfang von etwa 1,60 Meter entsprechen würde. Durch Prüfung der Jahresringe und Vergleichen von westpreussischen Elsbeerbäumen fand Conwentz, daß ein Stamm von 26 Metern Höhe und 1,94 Meter Umfang in 1 Meter Höhe über dem Boden ein Alter von 235 Jahren haben dürfte. Die Blätter der Elsbeere sind langgestielt, groß, breiteiförmig, mit dreieckigen, allmählich zugespitzten, ungleich gesägten Lappen versehen. Diese Blattform ist so eigenartig, daß sie mit der keiner anderen einheimischen Pflanze verwechselt werden kann. Die Unterseite der Blätter ist in der Jugend weichhaarig, im erwachsenen Zustand dagegen kahl. Die Früchte sind etwa 1,5 Zentimeter lang und von grünlichbrauner, zuletzt lederbrauner Farbe mit eingeprengten hellen Flecken. Im reifen Zustand sind sie teigig und können dann gegessen werden. In manchen Gegenden bereitet man daraus einen geschätzten Brantwein, namentlich im Oberrhein. Auch Fruchtmost wird aus den Früchten hergestellt. In den Gegenden, wo der Baum noch häufiger vorkommt, wird sein Holz zu Tischler- und Drechslarbeiten verwandt, besonders werden Furniere daraus hergestellt, die durch die Streifen und Flammen des Holzes ein schönes Aussehen erhalten.

Die Zahl der Namen, unter denen die Elsbeere in den verschiedenen Teilen Deutschlands bekannt ist, beträgt über 70. Jedoch ist der Name Elsbeere der geläufigste; er wird auch von den Botanikern als deutsche Bezeichnung für *Pirus torminalis* angewandt. In manchen Gegenden Mittel- und Süddeutschlands wird unser Baum Arlesbaum oder Arlesbeere genannt. Möglicherweise hängen auch einige Ortsnamen damit zusammen, so Arlesberg bei Gotha, wo jetzt noch die Elsbeere als Unterholz vorkommt, und Arlesheim südlich von Basel in der Schweiz, wo die Elsbeere besonders häufig ist. Auch der Name Huttelbeere, Huttelbeerbaum, Huttelbaum oder Hurltelbaum kommt häufiger vor, besonders in Mecklenburg. Nach Jacob Grimm spielt die Elsbeere auch in der Sagenwelt eine Rolle. Sie wurde, ebenso wie der Wildapfel und der Birnbaum, Drachenbaum genannt: „äste davon auf walburgis über haus- und stallthür gehangen hindern die einkehr des fliegenden drachen.“

Die jetzige Seltenheit der Elsbeere ist auf die Bewirtschaftung des Waldes zurückzuführen. Weil man darauf bedacht ist, den Wald nur von der forstwirtschaftlichen Seite, gemissermaßen als Holzfabrik, zu betrachten, und immer nur diejenigen Baumarten anzupflanzen, von denen man sich den größten Nutzen verspricht, darum gehen immer mehr seltene Holzarten ein, ebenso wie der Wald in seiner ursprünglichen Bestandsform immer mehr schwindet. Wenn nicht ein ausgiebiger Schutz dieser botanischen Seltenheiten der Heimat einsetzt, dann werden unsere Wälder bald weitere Merkwürdigkeiten der heimischen Natur unwiederbringlich verloren haben. In manchen Gegenden wird die Elsbeere auch als Strauchbaum angepflanzt, jedoch kann dies kein Ersatz für einen ausgetroteten Waldbaum sein.

„Sei niemals stolz auf deinen Rang oder deine Abstammung, aber sei so stolz auf deinen Charakter, als es dir beliebt. Du bist zwar aus einer adligen Familie, aber ob du aus einer sehr alten bist oder nicht, weiß ich nicht und ist mir gleichgültig, und du brauchst es ebensowenig zu wissen. Ich darf wohl annehmen, es gibt im Oberhaus 20 Narren, die dich mit ihrem Stammbaum übertreffen.“
Gheslerfeld.

*) Aus einem in Vorbereitung befindlichen Gedichtband des Verfassers bringen wir das im Dezember 1916 erstmals veröffentlichte Gedicht.

Wissen und Schauen

Die religiöse Bedeutung des Namens. Der primitive Mensch unterscheidet noch nicht zwischen Sein und Schein, zwischen dem wirklichen Ding und seinem Abbild. So ist ihm auch die Bezeichnung eines Dinges, sein Name, die Sache selbst. Wer den Namen eines Dinges kennt, hat es in seiner Gewalt. Diese Vorstellung, die heute noch bei Primitiven allenthalben anzutreffen ist, wirkt auch in den Märchen und Sagen, nicht minder in religiösen Denken und gelegentlich selbst im täglichen Leben der Kulturvölker noch nach. Bekannt ist das deutsche Märchen von dem Zwerg, der unüberwindlich ist, so lange niemand seine Namen weiß, als er in der Freude darüber aber einmal selbst verrät, daß er Kumpelstielzchen heißt, verliert er seine Macht und muß dem dienen, der den Namen erfahren hat. Auf den Glauben, daß die Kenntnis des Namens Macht verleihe, geht auch der bei den Australiern und zahlreichen anderen Wildstämmen übliche Brauch zurück, den „wirklichen“ Namen ängstlich geheim zu halten und statt dessen sich im täglichen Verkehr mit einem Deck- oder Spitznamen nennen zu lassen. Nicht anders ist es auch aufzufassen, wenn die Schriftzeichen, die im persönlichen Namen eines Kaisers von China vorkamen, nicht in ihrer vollen Form geschrieben, sondern mit kleinen Abänderungen versehen werden mußten; man hätte sonst mit ihnen Zauber treiben und den Regenten schädigen können. In letzter Linie dürfte auch das überall so häufige Schriftsteller- und Künstlerpseudonym einem solchen Glauben seinen Ursprung verdanken, wenn ihm auch später andere Motive zur Fortbauer verholfen haben. Auf den Glauben, daß der Genannte mit seinem Namen identisch sei, geht auch der bei Chinesen wie bei polnischen Juden sich findende Brauch zurück, einen unglücklichen Menschen, namentlich einem kranken Kinde, durch Verleihung eines glückbedeutenden Namens zu heilen. Auf der anderen Seite geben manche Völker, wie die Siamesen, ihren Kindern mit Vorliebe schlimme Namen, um sie für die Geister abschreckend zu machen und vor deren Nachstellungen zu schützen. Die katholische Sitte, die Kinder nach Heiligen zu nennen, stellt einen mystischen Zusammenhang zwischen dem Kinde und seinem Schutzpatron her; man hofft, daß es diesem möglichst ähnlich werde und von ihm in dieser Hinsicht unterstützt würde. Ebenso geht die katholische Sitte der Tauf- und Firmamentschaft mit der daraus folgenden „geistlichen Verwandtschaft“ auf die Vorstellung zurück, daß durch die Namensübertragung auch eine Seelenübertragung und daher ein mystischer Zusammenhang zwischen beiden Teilen hervorgerufen wird. Der Name eines Toten ist bei fast allen Primitiven tabu und darf nicht ausgesprochen werden, weil er sonst das Gespenst herbeizaubert.

Naturwissenschaft

Hegenringe. Wer jetzt Pilze sammeln geht (in dieser Jahreszeit kommen hauptsächlich Grünlinge und Rehpilze in Betracht), dem fällt unwillkürlich auf, daß diese Pilze sehr oft in Linien, Bogen, ganzen Kreisen geordnet stehen. Besonders die großen weißen Pfeffermischlinge, die einen scharfen weissen Saft enthalten und von manchen Leuten als Gewürz gebraucht werden, haben sich in ihrer kreisförmigen Anordnung sehr wirksam aus den Waldböden heraus. Das Volk spricht von Hegenringen. Noch schöner zeigt sich die Erscheinung bei Pilzen, die auf Wiesen wachsen, z. B. dem Marasmius. Da haben die Pilze das Gras übermüdet und zum Absterben gebracht, man sieht Kreise, die wie verbrannt aussehen. Die Hegen haben dort in der Nacht getanzt, der Tiroler spricht von Alber-Ringe, der Schwede von Eisenringen. Oft ist der verbrannte Kreis von einem Ringe besonders saftigen Grases umgeben, und dann wird er auf der Wiese besonders deutlich, die natürliche Erklärung ist sehr einfach. Der Wind hat Sporen des Pilzes angeweht, die an günstiger Stelle im Walde oder auf der Wiese ausstiegen. Es bildet sich ein unterirdisches Pilzgeschlecht, das der Botaniker Mycelium nennt. Dieses feine Gewebe von dünnen weissen Fäden verbreitet sich nach allen Seiten unter der Erde, es wird immer größer und bildet sich zu einer unterirdischen Scheibe aus. Es saugt die Nährstoffe des Bodens an sich, Gras kann da nicht wachsen. Wenn es so weit ist, bilden sich am Rande der Scheibe die Fruchtträger des Pilzgeschlechtes, die neue Sporen erzeugen, und die wir gemeinhin Pilze nennen. Diese erscheinen dann ganz selbstverständlich in Kreisen geordnet. Die Pilze nehmen Stickstoff aus der Luft auf und teilen diese dem Erdboden mit, daher stellenweise üppiger Grasschnitt austritt. Mit Hegen hat die Sache nichts zu tun, und es ist für den Menschen durchaus ungefährlich, einen Hegenring zu betreten.

Lebewesen und tiefste Temperatur. Seit es dem Holländer Dannes gelungen ist, Helium zu verflüssigen und damit eine Temperatur von minus 272 Grad zu erzeugen, haben sich unsere Kenntnisse über die Temperaturgrenzen des Lebens sehr erweitert. Naturgemäß können nur solche Organismen niedrigste Temperaturen ohne Schaden ertragen, deren Wassergehalt sehr gering ist. Das trifft in erster Linie für Pflanzensamen zu, dann für eine Anzahl kleiner Tiere, die im Moose leben und sich durch die Fähigkeit auszeichnen, vollkommen einzutrocknen, ohne zu sterben. In solchen moosbewohnenden Käbertieren, Fadenwürmern und Bärentieren stellte der holländische Forscher G. Rahm Experimente an, die

zeigten, daß diese Tiere hohe Kältegrade überleben; befinden sie sich im Zustande des „Trockenschlafes“, dann können sie stundenlang die Kälte des flüssigen Heliums aushalten und nach dem Aufstauen zu neuem Leben erwachen. Die Käbertiere vertragen sogar ein ganz plötzliches Einfrieren, wie sie auch eine Höhe von 150 Grad überleben, ohne zugrunde zu gehen. Pflanzensamen sind noch viel widerstandsfähiger. Der französische Forscher Becquerel brachte Samen von Luzerne, Weizen und weissen Senf in einen luftleeren Raum, trodnete sie dort 6 Monate lang bei 40 Grad Wärme, hielt dann die luftleeren Versuchsgläschen 3 Wochen lang in flüssiger Luft bei 190 Grad Kälte und dann noch 77 Stunden in flüssigem Wasserstoff bei 250 Grad Kälte. Die Samen nahmen durch diese Behandlung keinen Schaden, sondern keimten später normal aus. Alle diese Experimente beweisen, daß die lebende Substanz, falls sie sehr wasserarm ist, die niedrigsten Temperaturen überleben kann. Bei so großer Kälte steht der Stoffwechsel sicher vollständig still, so daß diese Temperaturen im Zustande des Scheintodes überstanden werden.

Völkerkunde

Was wir Peru verdanken. Das Land der Inkas hat unsere Phantasie stets lebhaft beschäftigt. Das Bedauern über die rohe Vernichtung einer hochstehenden Eingeborenenkultur war stets groß, und wir stellten uns vielleicht diese Kultur auch etwas höher vor als sie wirklich war. Aber Peru darf uns noch in anderer Weise berühren. Der Däne Kornerup, von Hause aus Maler, gibt in einem kürzlich erschienenen Buche eine schwärmerische Schilderung des Landes und fordert die Europamüden geradezu zur Ueber siedlung auf: Peru gab Europa die Kartoffel, das Kokain, das Chinin, den Reis, den Tabak, die Schokolade und das Rizinusöl. Das ist nicht wenig. Was wartet hier nicht alles noch des weissen Mannes! Welche Möglichkeiten liegen hier noch, schlummernd seit der Urzeit, und warten auf die Geschlechter, die nervös und tränklich, bitter und verstoht, in dem morschen Europa hängen bleiben und das Leben, das sie hier auf Erden nur einmal haben, vergeuden, vergeuden in Krieg und politischem Gezänk, statt hinauszuflüchten und diese schöne große Welt zu erobern, das umzugehauen, was sie hier als Rohstoff vorfinden, und unsere Erde zu erweitern! Darauf, daß in Peru noch allerlei zu holen sein wird, hat übrigens auch bereits der Berliner Kulturforscher Eduard Hahn vor vielen Jahren hinawiesen.

Erdkunde

Die Lösung des Atlantis-Rätsels. Die Ausgrabungen in Spanien, die jetzt der Erlanger Professor A. Schulten an der Mündung des Guadaquivir unternimmt, werden uns die Lösung eines geographischen Rätsels bringen, das seit mehr als 2 Jahrtausenden die Gemüter befähigt hat. Der Gelehrte glaubt nämlich, die Stätte des geheimnisvollen Erdteils des Atlantids, der Atlantis, gefunden zu haben. Es gibt nur eine einzige Quelle von dieser untergegangenen Insel, nämlich in den Worten des Plato, und man neigte neuerdings zu der Ansicht, diesen ganzen Bericht für eine Erfindung des großen Philosophen zu halten. Es ist aber durchaus wahrscheinlich, daß uns Plato eine echt historische Ueberlieferung aufbewahrt hat. Atlantis soll im Ozean nahe bei den „Säulen des Herkules“, der heutigen Straße von Gibraltar, gelegen haben; die Insel sei so groß gewesen, wie Kleinasien und Aegypten zusammengekommen und habe eine überaus hohe Kultur, eine 6000 Jahre alte Geschichte, große Reichthümer und glückliche Verhältnisse gehabt, bis sie schließlich an einem einzigen Tage im Meere versank. Schulten hat nun die Stelle ermittelt, wo sich, von Dünenland verschüttet, die Ueberreste der uralten Stadt Tartessos befinden, des biblischen Tarshisch, die vor 3000 Jahren die wichtigste Handelsstadt der Erde war. Vor dem Ausflügen von Tartessos lag an derselben Stelle der Guadaquivir-Mündung ein älterer hochwichtiger Handelsplatz, den kreisliche Seefahrer besiedelt hatten und dessen Geschichte mindestens bis zum Jahre 2000 v. Chr. zurückgeht.

Wie Prof. Mich. Hennig in der Leipziger „Illustrierten Zeitung“ ausführlich, dürfen wir von diesen Schultenschen Grabungen die Lösung des Atlantis-Rätsels erwarten. Die Angaben Platos lassen sich auf überraschend einfache Weise erklären. Was er über die gewaltige Größe der Insel sagt, bezieht sich auf das Handelsgebiet von Tartessos, das nachweisbar einerseits bis zur Bernsteinküste vor der Eßmündung und bis zu den Zinnbergwerken von Cornwallis, andererseits bis zu den fernsten Gegenden des Mittelmeers reichte. Im übrigen paßt die Erzählung Platos Wort für Wort auf das spanische Tartessos. Selbst der märchenhafteste Zug, das Verschwinden in einer Nacht und das Unschiffbarwerden des Meeres, trifft wortgetreu zu, wenn man es nicht buchstäblich, sondern politisch ausdeutet. Nach der Schlacht von Alalia, 1537 v. Chr., in der die Karthager die Tartessier besiegten, verboten nämlich die Sieger allen nicht karthagischen Schiffen die Fahrt auf den Meeren westlich von Gibraltar, um den ganzen Handel an sich zu reißen. Auf diese Weise wurde für die Griechen, von deren Standpunkt Plato spricht, das Meer jenseits der Säulen des Herkules wirklich an einem Tage „unschiffbar“, Atlantis „verschwand“ aus dem griechischen Gesichtskreis und war in den Tagen Platos schon 150 Jahre den Hellenen unerreichtbar. Bis zum Jahre 214 v. Chr., da die Römer den Karthagern Süspanien entrieffen, also über 300 Jahre, war die Straße von Gibraltar durch die Karthager völlig gesperrt, Atlantis verschwunden.